

Das verschollene Kanonenboot.

Eine Südpol-Geschichte von A. Theiner.

Wo steht denn eigentlich die „Grille“? Mit dieser Frage betrat eines schönen Morgens vor etwa 50 Jahren der erste Lord der Admiralität die Registrator-Bureaus des englischen Marine-Ministeriums in London.

Die Herren Sekretäre und Unter-Sekretäre schossen herum wie aufgespürte Ameisen, sie schlugen dienstbefähigte in Büchern und Listen nach, keiner aber mußte bestimmten Bescheid zu geben. Der eine behauptete, die „Grille“ müsse in chinesischen Gewässern kreuzen, ein anderer wollte wissen, sie sei an der Guineaküste stationiert, ein dritter meinte, sie gehöre zum westindischen Ozean.

Die Ordnung im englischen Kriegs- und Marine-Ministerium hat von jeher manches zu wünschen übrig gelassen, und daß es da auch heutzutage noch ziemlich stark hapert, dafür haben ja verschiedene Vorkommnisse während des Burenkrieges und die unerschütterlichen Auslassungen des Admirals Lord Charles Beresford Belege erbracht.

Endlich erlaubte sich ein älterer Subaltern-Beamter die Bemerkung, sein Sohn sei als Midshipman auf der „Grille“. Der letzte allerdings vor längerer Zeit eingelaufene Brief habe den Posthempel eines australischen Hafens getragen.

Als bald gingen nun von London nach Sydney Depeschen ab, in denen die Kolonial-Behörden aufgefordert wurden, über den Verbleib des Kanonenboots zu berichten.

Die Antwort ließ etliche Monate auf sich warten. Ihrer Majestät Seegeschworne „Grille“, Kommandant Oberleutnant Cox, sei, so hieß es, vor längerer Zeit von dem inzwischen verstorbenen Notations-Offizier Sinclair in die Südpolsee auf Patrouillendienst geschickt worden. Seit Jahresfrist habe man von dem Kanonenboot nichts mehr gehört — die Verbleibsmittel seien eben sehr mangelhaft — es ließe sich aber wohl annehmen, daß selbige Fahrzeug irgendwo zwischen den polnischen Archipelen herumgeleite.

Mit diesem Bericht gaben sich die Spitzen der Admiralität zufrieden, man wußte ja jetzt, wo die „Grille“ stecke, früher oder später würde sie schon wieder zum Vorschein kommen. Ein Jahr oder so früher, ehe man in London und Sydney daran gedacht hatte, sich um die „Grille“ zu kümmern, lag diese in einer Bucht der zur Gruppe der Neuen Hebriden gehörenden Insel Fortuna vor Anker. Auf den ersten Blick würde sie niemand für das gehalten haben, wie sie war.

Die Schiffsteile sahen schauerhaft schäbig aus, Schmutzbraune Eisenroststreifen liefen daran herunter, und an vielen Stellen war der weiße Anstrich abgeblättert oder abgegraben. An dem Aufseherbalken des Schiffbodens fehlte manche Platte, und an den meisten Stellen fehlte Seelang und Schalltüre in diesen Schichten. Wanken und Wackeln hatten hier und da schon lange keine frische Ueberzug erhalten, und Baumstämme waren den Dienst von Webelementen. Die zum Trocknen gestellten und ausgekühlten Segel zeigten große Fäden, kurz, alles vom Bug bis zum Heck, von den Mastspizen bis zum Kiel trug den Stempel des Mangels und der Verwahrlosung.

Um die Befahrung des Kanonenboots war's nicht viel besser bestellt, als um dieses selber; Kleider, Flanell- und Tuchvorräte waren ebenso zusammengeschmolzen wie das Ausrüstungsmaterial des Schiffes. Nicht zwei Matrosen trugen gleiche Kleidung; man hätte die Leute mit den breiträndigen, aus Palmblättern zu allerlei phantastischen Formen geflochtenen Hüten, den buntesten Kalfischfellen, den aus Pflanzenfasern, Muscheln und Haifischhäuten zusammengesetzten Gürteln oder für Vitaten als für Blauden der königlich englischen Marine halten können.

Auch etliche Dugend halbnackter Kanaken trieben sich im Vorbeschiß herum, wie wenn sie dorthin gehörten; Weiße und Braune verkehrten so frei und ungebunden miteinander, wie Mitglieder einer großen Verbrüderung.

Auf dem Achterdeck schaukelten in Binfenhängematten unter dem ausgepannten Sonnendach Mr. Cox, der Kommandant, und Mr. Stevens, sein Lieutenant. — Zwei junge Insulanerinnen saßen auf dem Rande des Kajütenoberlichts und schälten mit Buller, dem Midshipman, dessen Vater die hohen Herren in London auf die Spur der „Grille“ geführt hatte.

Langsam rollte die breite Dünung des von keinem Windhauch gekräuselten Ozeans von Norden her dem Lande zu und brach sich, geodämpft rauschend, und wie spielend milchweißen Gischt aufsprühend, an den Korallenriffen. In diesem Azur wühlte sich der wolkenreiche Himmelsdom über dem blauen Wasserspiegel der Bucht und über den schön profiliten Hügel, deren üppige Vegetation auf sanften Hängen herunterstieg zu dem leuchtenden, mit bunten Muscheln überflossenen Sandstreifen des Strandes; irgendwo in den dunklen Waldstiefen plätscherten unsichtbare Rastaben; die Luft war gewöhnlich mit würzigem Duft. Pa-

rabiesische Zustände schienen zu herrschen auf diesem lieblichen, vom Tumult der großen Welt fernab gelegenen Eilande.

Von der „Grille“ am nächsten, nur wenige hundert Meter entfernten Inselstele war ein kleines, mit zwei braunen Ruderern bemanntes, von einem rothbärtigen Kanaken in europäischer Kleidung geführtes Boot abgestoßen, und zehn Minuten später stand der Rothbart auf dem Hinterdeck des Kanonenboots bei dessen Offizieren. Josua B. Tipp, ein seit Jahren als Spekulant und Händler in der Südpolsee bald auf dieser, bald auf jener Inselgruppe sich aufhaltender Yankee war damals der einzige auf Fortuna lebende Weiße. Dort hatte er von den Eingeborenen Land erworben und am Rande des ihm gehörenden Kokospalmen-Gaines ein leichtes Wohnhaus mit angebaultem Waaren- und Lager-Schuppen aufzurichten lassen.

„Hören Sie, Kapitän“, rief dieser der Yankee an, „ich fassiere, 's ist da was im Werte. Die Kanaken gefallen mir ganz und gar nicht mehr, werden von Tag zu Tag zudringlicher und tragen jetzt immer Messer und Beile im Gürtel. Geben Sie ihnen Pulver zu riechen; feuern Sie etliche scharfe Schüsse aus den Kanonen in den Wald, schmeißen Sie mit Vorkugeln einen Haufen Palmern um; die Kerls müssen eingeschüchert werden, müssen sehen, was ihrer wartet, die Kaluten, wenn sie zu froh werden sollten.“ — Schauen Sie nur, wie sie's treiben!

Der Kommandant drehte langsam den Kopf zur Seite, bis er unter'm Jeltbach durch das Vordergeschiff übersehen konnte.

Ein halbes Hundert Insulaner, Männer und Weiber, hatten die Mannschaft der „Grille“ umringt, schwabend lachend, gestikulierend; ein paar braune Gestalten saßen ritlings auf den Geschützrohren, ein Dugend andere klebten wie Affen in der Tafelgasse umher. Es war anscheinend ein Bild naiven, unruhigen Frohsinns, harmloser Ausgelassenheit.

Der Händler aber schüttelte misstrauisch den Kopf dazu. Er hatte mit der „Grille“ gute Geschäfte gemacht und er hoffte noch mehr von ihr zu profitieren, seine Haut aber wollte er dabei nicht riskieren. Wie konnten diese Engländer auch gar so vertrauenselig sein. Er, Josua Tipp, wußte es besser, er konnte die Südpol-Inseln und die Kanaken, er hatte schon manche Ueberrauschung erlebt, hatte mehr als eine schlimme Erfahrung mit der Rasse verzeichnet, darum wollte er warnen.

„Ach was!“ gähnte der Kommandant, indem er sich wieder bequem zu recht legte in seiner Hängematte; die braunen Burschen wissen, daß wir heißen können, wenn wir wollen. Es ist das Spiel der Mäuse mit dem Käse, lassen wir sie machen. — Im Vertrauen gesagt, Mister Tipp, fuhr er fort, „ich lasse den Biergärtner nicht gern sprechen; beim letzten Scheißschießen drüben in Makitoba hat's nach jedem Schuß einen Regen von vermodertem Holz und verschimmeltem Zeug gegeben. Unsere Tadelage dürfte schwerer Weiter kaum noch gewachsen sein, der Pulvervorrath im Magazin ist verunreinigt gering, und was den Proviant anbelangt, da wissen Sie ja am Besten, wie's um den bestellt ist. Wird 'ne nette Summe geben, wenn's zum Besahlen kommt für Ihre Lieferungen. — Unsere Zeit ist um, hätten schon vor einem Jahre abgelöst werden sollen, aber es scheint, man hat uns rein verarscht. Kramose Ordnung bei der Admiralität! Ich glaube, wir bleiben hier zwischen den Inseln stehen, bis wir selber zu Kanaken geworden sind!“

Der Händler blinzelte verschmüht. „Nur fachte, Kapitän!“ wandte er ein. „Gar so schlimm sieht die Sache nicht aus. Ich erwarte einen kleinen Segel-Schooner von Nap in den nächsten Wochen, der wird, rechne ich, heute oder morgen hier einlaufen. Flaschenbier, Wein, Konserven, seines Weizenmehls, guten Tabak, Cigarren, auch allerlei Ausrüstungszeug für Schiff und Mannschaft habe ich bestellt, und fernere auch ein paar Fädhchen Schießpulver.“

„Also noch mehr Rechnungen und Schulden!“ seufzte der Kommandant. „Ihre Anweisung, Kapitän, mit John Bull als Zahler, ist mir gut genug.“ schmunzelte Tipp. „Aber aufgepaßt, halten Sie die Augen weit offen und vor Allem sehen Sie dem Hauptlinge, dem Tifalu, auf die Finger, denn dem ist nie zu trauen, und sein Volk folgt ihm blindlings. Da steht er bei der Mittellute und beobachtet uns, der alte Fuchs. — Well, good bye, Kapitän, ich will wieder an's Land. Sonderlich heimlich dümkt's mich jetzt da drüben gerade nicht, aber ich bin auf Alles gefaßt und halte meine Schießhaken parat.“

Er klopfte auf die Hüften, an deren Gürt in Leberfütteralen zwei große Kottische Revolver hingen, dann wandte er sich, stieg in sein Boot und fuhr ab.

Eine gute Weile verharrte der Kommandant schweigend und in Gebanten versunken, dann wandte er sich an den Leutnant: „Glauben Sie, daß etwas an der Sache ist, Stevens? Ich meinerseits halte den Tipp für einen Schwarzfischer.“

Statt aller Antwort schickte der Leutnant dem Midshipman nach vorne mit dem Auftrage, den Oberbootsmannsmaat zu holen, und dieser, ein alter Seebär Namens Wiggins, meldete sich alsbald salutierend bei seinen Vorgesetzten.

„Gefahr von den Kanaken, Sir?“ entgegnete er auf des Kommandanten Frage. „Die sind jetzt wie ein Rudel junger Raben, spielen wollen sie, Dummheiten treiben, sonst nichts. Lagen wir bei einer der Salomon-Inseln, dann könnt's freilich anders sein, aber hier in Fortuna! Sind nun schon nahezu zwei Monate im Verkehre mit den braunen Schlingeln und noch nie hat sich einer beschämt oder lächlich gezeigt. Harmlose Bande das!“

Der Kommandant lachte, der Leutnant lachte, auch der Midshipman würde gelacht haben, hätte er nicht den Mund voll Bananenfrucht gehabt, die ihm von den jungen Insulanerinnen geschickt und zwischen die Zähne geschoben wurden.

Als aber der Oberbootsmannsmaat eben abtreten wollte, fielen Schüsse am Lande. Im Thürhahmen seines Hauses stand der Yankee, die Arme ausgestreckt und mit beiden Revolvern in einem dichten Anäuel von Eingeborenen hineinfeuernd, deren Speere ihn umschwirrten und durchbohrten. Er sank in die Kniee, das Schießen verstummte, eine braune Menschenwoge wälzte sich ins Haus und in den Waaren-Schuppen. Auf dem weißen Sande drängten lagen fünf Leichen.

Der Oberbootsmannsmaat hatte nach vorne eilen wollen, aber auf halbem Wege war er von Tifalu seitwärts angefallen und ihm mit einem wuchtigen Arthiebe der Schüssel gespalten worden. Gleichzeitig fielen die Matrosen im Vordergeschiff unter den Keulenschlägen und Messerhieben der Kanaken, ehe die Lebertrachten an Widerstand auch nur hatten denken können. Keiner blieb am Leben.

Mit feinstem Geheul fürmten dann die Inholde nach dem Hinterdeck, wo das vorher schon heimlich bis auf wenige Halkelien geloderte Sonnendach durch ein paar rasche Schüsse gänzlich frei gemacht worden war und im Stützen die kaum zur klaren Erkenntniß der Katastrophe gekommenen drei Offiziere unter sich begraben hatte. Mit Beilen und Messern wurden die unter der schweren Decke sich bewegenden Körper so lange bearbeitet, bis keiner mehr sich regte und die weiße Leinwand große Purpurflecke zeigte.

Das Verhängnis war hereingebracht unerbittlich, mit entsehliger Gewalt, so wie es in jener Inselwelt manchmal auch heute noch hereinbricht über diejenigen, die sich einlassen lassen zu Sorglosigkeit durch das anscheinend harmlose, kindliche Wesen dieser von Tüde, Hinterlist und Grausamkeit besetzten Wilden.

Kaum eine Stunde nach dem scheußlichen Gemetzel kam im Westen ein kleiner Schoner in Sicht, der auf den Eingang der Bucht losfuerte. Bei diesem Anblick fing es in Tifalus Kopfe zu arbeiten an, er schmierte neue Pläne. Das Sonnendach wurde wieder aufgespannt, die Anzeichen des Wirtwars wurden beseitigt, und etliche der gemordeten Weissen auf dem Verdeck in mütterlich erscheinende Stellungen gebracht. Die einen beobachteten das ansehnliche Fahrzeug, eine Leiche sah auf der Reeling mit einer Angelleine in der Hand, gegen den Hintermast gelehnt stand, wie lebend, der tode Kommandant, welcher das Fernrohr unter dem Arme hielt. Für den oberflächlichen, von keinem Nichttrauen beeinflussten Blick war die Täuschung eine vollständige. Am Lande wurden zum Willkommen die großen Trommeln geschlagen, und an der Flaggenstange des Yantehaus das Sternennarher gehißt.

Als der Schoner langsam in den Hafen glitt und Segel und Anker fallen ließ, umringten ihn die Boote der Eingeborenen. Singend, lachend und Blumen werfend kletterten sie in Schwärmen an Bord.

Spielend glückte die Ueberrumpelung des in der Nähe des Kanonenboots sich ganz sicher fühlenden Yantehaus; in fünf Minuten war es in der Gewalt der Fortunaner. Etliche der Uposutanaten, aus denen die Mannschaft bestand, waren beim ersten Zeichen von Feindseligkeiten in's Wasser gesprungen und dort getödet worden, der Rest und die beiden Weissen, der Schiffsführer und sein Steuermann, fielen auf dem Verdeck.

Das war jetzt eine Bescherung, ein Ueberfluß von Reichthum: zwei Schiffe, gefüllt mit wunderbaren Schätzen! Die ganze Insel-Bevölkerung geriet in ein Fieber freudiger Aufregung.

Nur den alten Tifalu plagten Bedenken. Er erinnerte sich aus seiner frühesten Jugendzeit, daß das Volk einmal einen weißen Mann, so einen Händler, wie der Rothbart einer gewesen, erschlagen, verpeilt und die Sache bald vergessen hatte. Da aber war eines schönen Tages ein großes, ein sehr großes Schiff gekommen, hatte Feuer und Rauch ausgepustet und kleine Teufel. Die hatten, als sie durch die Luft flogen, so lange geheult, bis sie mit lautem Knall zerplahen und Gütten und Pflanzungen der Insulaner zerstörten. Freilich nur wenige alte, schwache Leute waren von den heulenden Teufeln getödet worden; alles, was kaufen konnte, hatte sich tief in die Bergadälen geflüchtet, oder schlamm war's doch, beim Zurückkommen die Dörfer in Asche, die Kanonen in Splintern und die Fruchternte vernichtet zu finden. „Der Zorn der Götter!“ hatten die Priester erklärt,

aber Tifalu war damals schon ein Zweifler gewesen. Nachdem die „Grille“ im Hafen von Fortuna angelegt, und Tifalu die große Kanone gesehen und sprechen gehört hatte, da zweifelte er noch mehr. Er reichte sich dies und das zusammen, wochenlang reger Verbehrte mit der Schiffsbefahrung brachte ihm erweitertes Verstandniß für vieles, er kannte jetzt Ursache und Wirkung und er zog seine Rathambung daraus.

Aber konnte das andere große Schiff nicht jeden Augenblick wiederkommen? So machte der alte Häuptling den Festfreunden ein Ende und schickte sich an, die beiden Schiffe, die stummen Zeugen dessen, was geschehen war, aus dem Wege zu schaffen. Den Yantehauer ließ man auf den Strand laufen. Dort wurde alles Brauchbare aus dem Raume geholt, sicher geborgen, und schließlich das Fahrzeug in Brand gesetzt. Inbald umzingelten die Fortunaner die große Fadel, aber da explosivier plötzlich die nicht beachteten Pulverfädhchen und richteten Unheil an. — Ein halbes Dugend Leute wurden von den herumliegenden Brandstücken erschmettet, andere mehr oder weniger schwer verlegt. Wieder hieß es „der Zorn der Götter!“ Tifalu aber wußte es besser. Mit der „Grille“ wollte er keine ähnliche Erfahrung machen, die sollte nach einer gut verstandenen kleinen Bucht auf der entgegengesetzten Seite der Insel gebracht und dort allmählich abgebrannt werden.

Wenn nur der Anker gehoben gewesen wäre!

Der Yantehauer hatte ein Tau gehabt, das war leicht durchschnitten worden, aber die schwere, dicke Kette der „Grille“, was anfangen mit der? Quert versuchte es Tifalu mit Fischen, aber die vereinte Kraft der Fortunaner, oder wenigstens so vieler davon, als Platz zum Anlassen fanden, brachte den Anker nicht zum Weichen. Die Matrosen der „Grille“, das hatte Tifalu beobachtet, waren anders zu Werte gegangen, als das Kanonenboot einmal zu einer zweitägigen Segelübung klar gemacht hatte; sie waren um das vor dem Vordermast liegende runde Ding mit dem flachen, abliegenden Kopfe so lange zum Klänge einer schrillen Pfeife herumgelaufen, bis der große eiserne Haken heraufgekommen war. Was es die Mast gewesen oder das im Kreise Marschieren oder beides zusammen? Der Häuptling wollte es probieren. Er ließ die Speichen in die Löcher der Ankerwinde schieben, er selber hatte oben darauf mit der aus einem Schenkelnocken des gemordeten Kommandanten geschlitzten Fäde, und begleitet von diesem Instrumente entlockten schauerlichen Tönen, nannten die Kanibalen in der Runde herum. „Klid, klid — klid, klid!“ schlugen die Speerbolzen an, der Anker aber rührte sich nicht; die Nothwendigkeit, die Kette um die Winde zu legen, war Tifalu und den Seinen nicht klar geworden.

Wollte die Kette nicht herintommen, gut, dann sollte sie auslaufen. Die Stopper wurden gelöst, leber aber war das Ende der großen eisernen Schlangel fest benietet im Schiffsboden. Immerhin trieb die „Grille“ jetzt mit der Erde bis nahe an den Strand. So dicht besetzt war ihr Ober- und Zwischendeck, Bugspriet, Klüberbaum und Wanken mit braunen Zusäuern, daß das Ganze mehr einem Volk riesiger Bienen zur Schwärmzeit, als einem Schiff ähnlich sah.

So lag die schwimmende Masse, von guten hundert Faden ausgelegener Kette gehalten, da, als es vom Lande her zu blasen anfing, in vereinsamten Stößen zuerst, bald aber andauernd, stärker und stärker. Heulend brach der Wind aus den engen Thälern hervor, bis die Palmstämme sich tief neigten und ihre Federkrone schüttelten.

Der Sturm fachte die Segel der „Grille“ und jagte Brausen- und Schootenblöde den erschrockenen Insulanern um die Köpfe, irgend ein schwaches Glied der Kette sprang, das Fahrzeug schwenkte herum und legte sich so tief auf die Seeleite, daß die Reeling das Wasser verbrühte, dann aber füllten sich seine Segel von hinten, und wie ein wild gedordener Renner schoß es zwischen den Klippen durch ins offene Meer hinaus.

Eine wahnsinnige Panik packte die Fortunaner, die in der Tadelage kletterten und sprangen aus Verdeck, hinab auf die, die von unten herauf kamen, Raum für alle aber gab's da nicht. Ein wüthender Kampf um Sein oder Nichtsein entbrannte. Jetzt glaubte auch Tifalu an den Zorn der Götter.

Zwölf Monate später kam ein großes englisches Kriegsschiff in jene Gegend; sein Kapitän hatte Orde, die „Grille“ zu suchen, das alte Kanonenboot nach dem nächsten Hafen zur Abtadelung zu bringen und dessen Mannschaft abzuholen. Etliche Wochen kreuzte die Fregatte zwischen den Inselgruppen herum, aber von dem vermissten Fahrzeug war nirgends etwas zu sehen; was da und dort darüber verlautete, klang so unbestimmt und märchenhaft, daß die Suche endlich als aussichtslos aufgegeben wurde.

Jahre und Jahre waren vergangen, da ankerte eine unter nordwestlicher Flagge segelnde Briag bei iner kleinen niedrigen, fast genau unterm Äquator liegenden Inselnamen und für unbewohnt geltenden Insel, fünfzehnter Seemeilen von der nächsten Nachbarinsel, dem Mitchellarchipel, entfernt. Ein Boot wurde ans Land geschickt,

und die Matrosen schwärmten herum, eine frische Quelle zum Füllen der Wasserfässer zu suchen. Bei dieser Streiferei stießen sie im dichten Wald, aber nahe am Ufer, auf eine Mulde im natürlichen Erdboden, in der, wie in einem ganz auseinandergefallenen, halb vermoderten und unter wiederum Pflanzenvuchs halb begrabenen Bracklag. Auf dem morschen Pflanzen waren Menschenschädel und Menschengebeine verstreut zwischen Speeren, Keulen und anderen bei den Südpolseeinsulanern gebräuchlichen Waffen. Einer der Seeleute fand beim Stumpf des Vordermastes die Schiffsglocke, auf der, nachdem sie gereinigt worden, die Inschrift „Grille“ zum Vorschein kam.

Während die Schweden noch über den sonderbaren Fund ihre Vermuthungen austauschten, trock aus dem Dicht auf allen vieren und splitternd ein alter, elender Mann mit schneeweißem Haar. Das war Tifalu, der einstige Häuptling von Fortuna. Er wurde im Boote an Bord der Briag gebracht und dort lebte er gerade noch lange genug, um einem Kanakenbeizer, dem er sich verständlich machen konnte, die hier veröffentlichte Geschichte zu erzählen.

Drei Tage und drei Nächte war die „Grille“ damals, als der Sturm sie entführte, auf dem wild bewegten Meere herumgeworfen worden, bis sie endlich mit nur noch etwa dreißig Ueberlebenden von einer gewaltigen Woge hinstürzte und zerbrach, wo ihre Reste jetzt ruhen. Die geretteten Fortunaner hatten, nach ein paar mißglückten Versuchen, auf einem zusammengestoppelten Floß von der Insel fortzukommen, angefangen, sich zu bekämpfen; zuletzt war nur Tifalu noch übrig geblieben, der so gut oder so schlecht es ging, mit Früchten und Wurzeln, mit Schalthieren und Fischen sein Leben gefrischt hatte.

„Verschollen!“ steht in einem alten Schiffsregister des englischen Marine-Ministeriums neben dem Namen „Grille“. Verschollen! weiter nicht. Das alte Kanonenboot und die auf ihm Ermordeten sind längst vergessen.

Wie Robert gerettet ward. Eine wahre Geschichte. „Hochgeachteter Herr! Das bejammernswerthe Schicksal des edlen und doch so unglücklichen Robert Felsen hat mich schon viele schlaflose Nächte und ungeschälte bittere Tränen gekostet. So lange schon schmachtet er in harter Gefangenschaft, von keinem Strahl der Sonne beschienen, und jetzt hat gar sein Wärter, der ruchlose Bösewicht Dietrich, den Auftrag erhalten, ihn zu vergiften! Sie allein können ihm retten! Haben Sie Mitleid mit dem Unglücklichen! Retten, retten Sie ihn, ehe es zu spät ist! Tausendfach wird Sie dafür segnen Ihre ergebenste Gefertigte Anna Mayer.“

Er warf den Brief zur Seite. „Wer ist Anna Mayer? irgend ein überspannter Badfisch, der sich in Robert verliebt hat. Natürlich, ein junger Mann von geheimnißvoller Herkunft, mit langen blonden Haaren und blauen Augen, ritterlich, großherzig, kurz, ein Ideal der herkömmlichsten Sorte. . . Väterlich! Soll ich mich dadurch in meinen reiflich erwogenen Plänen hängen lassen? Sein Tod ist beschloffen. Morgen, spätestens übermorgen ist es geschehen. Selbst wenn ich wollte — ah bah, Alter, werde nicht schwach!“

Finsternis zog er die Brauen zusammen, Robert's Schicksal schien besiegelt. Er legte sich an den Tisch und begann emsig zu schreiben. Da öffnete sich die Thür und ein rundliches Weibchen mit einem Einzelford trat ein. „Was giebt's?“ fragte er mit dumpfer Stimme und sie antwortete: „Leberwürste mit Kraut.“

Das amnuthige Bild einer im Fetz schwinmenden, knusperigen Würst umgaultete alsbald sich duftend seine Sinne. Mildere Gefühle keimten in seiner Brust und mit einem heroischen Entschluß geriet er das vor ihm liegende Schriftstück. Robert war gerettet!

Was die Bitten einer empfindsamen Jungfrau nicht vermocht, die Leberwürst mit Kraut hatte es zustande gebracht. Robert war gerettet, Robert — der Held des Romans, den Herr Nam Knöpfelmacher, genannt Emerald von Mandenise, in Fortsetzungen für das städtische Tagblatt vertragsmäßig zu „liefern“ hatte.

Die Verwendung des Phonographen für die Sprachforschung. Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu Wien hatte vor zwei Jahren eine Kommission mit der Aufgabe betraut, die Möglichkeit der Anlage eines Phonogramm-Archivs zu untersuchen, und dann die Mittel gewährt, die Methoden zur Erprobung der praktischen Durchführbarkeit zu prüfen. Diese Kommission hat sich für die Konstitution eines Phonographen ausgesprochen, der zwecks der galdanoplasitischen Verwieseltung die Aufnahmen auf einer Platte gestattet. Diese besteht aus einer Masse, die Gibson zur Herstellung seiner Phonograph-Chinder verwendet, und auf sie wird die Schrift nach dem Gibson'schen Prinzip eingegraben, d. h. die Wellen stehen senkrecht auf der Plattenfläche. Von dem auf galdanoplas-

stischem Wege erhaltenen Negativ, dem „Phonotyp“, werden Platten (Archioplatten) abgegraben, die lediglich zum Reproduzieren dienen und so oft abgehört werden können, als es die Dauerhaftigkeit des Materials gestattet. Zur Erprobung des Archio-Phonographen auf Reisen bei Aufnahmen fremder Sprachen wurden drei Exemplare hergestellt und Fortschreitenden in's Ausland mitgegeben. Diese haben jetzt über ihre Erfahrungen berichtet. Dr. v. Reseray, der Kroation und Slavonien bereiste, sagt, daß auf Grund seiner Erfahrungen der Phonograph durchaus geeignet erscheine, die menschlichen Sprachen und Dialekte für alle Zeiten zu fixiren, was keine noch so feine und genaue Aufzeichnung im Stande sei zu leisten, da der Leser dabei immer nur den Klang heraushöre, den er selbst den toten Zeichen gibt, während der Phonograph noch nach Hunderten von Jahren die Aussprache einer bestimmten Gegend und Zeit in der treuesten Weise wiedergeben wird. Prof. Reschmer, der die Insel Kosos besuchte, um dort neugriechische Mundarten und Volkslieder zu studiren, betont die großen Schwierigkeiten, die er hatte, Individuen zu finden, die in der erforderlichen Weise, nämlich mit einer gewissen Stimmstärke und deutlicher Artikulation, in den Phonographen sprachen. Das dankbarste Feld für letztere böten die Volkslieder, von denen Reschmer einige aufgenommen hat. Er hält es für eine lohnende Aufgabe, die Melodien der schönsten griechischen Volkslieder, die fast noch gar nicht bekannt sind, auf diese Weise aufzunehmen und zu sammeln. Prof. v. Wettstein und Dr. v. Kerner, die einen Apparat nach Brasiliern mitnahmen, haben dort einige phonographische Aufnahmen der Sprache der Guarani-Indianer erhalten. Diese drei Expeditionen lieferten demnach Phonotypen, die einen unabweisbaren Werth besitzen, und andererseits wurden Sprachen und Dialekte in Wien aufgenommen, auch alte- und neujapanische Sprachproben festgelegt. Im Ganzen ist damit die Brauchbarkeit des Apparates erwiesen, doch bedarf er noch bedeutender Verbesserungen und vor Allem, bei Benutzung auf Reisen, einer Verminderung seines Gewichtes. Für eigentlich linguistische Studien, wenn es sich um die Bildung und besonders um die Unterscheidung von einander sehr nahe stehenden Konsonanten handelt, erfordert dagegen der Phonograph noch bedeutende Vervollkommnungen.

Sechs probate Erziehungsergebnisse. Ein Handwerker, der viele und lauter gut gerathene Kinder hatte, wurde gefragt, wie er es angefangen habe, so viele Kinder so wohl zu erziehen. Er antwortete: „Erstlich habe ich meinen Kindern nie etwas befohlen, was ich nicht selbst that, und man anderen habe ich besonderen Fleiß darauf verwendet, mein erstes Kind recht zu erziehen. 2) Halte auf Gehorsam. 3) Denke nicht, du wollest den Kindern erst dann Gehorsam abfordern, wenn sie es verstehen. Gehorsam muß den Kindern zur Gewohnheit werden. 4) Erweise deinen Kindern Liebe, doch so, daß immer Erziehung in den Kindern bleibe. 5) Du befindest dich in Gegenwart von Kindern müssen die Eltern immer einer Meinung sein. 6) Darf das geachtete Kind sich nie hinter den Vater oder die Mutter verstecken, um Schutz und Zuflucht gegen die Zucht zu finden. 7) Erziehe dein Kind zur Arbeit und Sorge für seine Gesundheit.“

Szene in einer Apotheke. Ein Arzt erzählt der „Täglichen Rundschau“ folgendes heitere Vorkommniß in einer Berliner Apotheke: Handelnde Personen: Der Apotheker und ein etwa achtjähriger Junge. Apotheker: „Na, was willst Du denn haben?“ Junge: „Ich will bei abholen.“ A.: „Was denn?“ J.: „Was ist denn jebacht habe.“ A.: „Ja, was ist denn das? Ein Rezept?“ J.: „Jawoll!“ A.: „Für wen soll es denn sein?“ J.: „Für uns.“ A.: „Ja, mein Gott, wie heißt Ihr denn?“ J.: „Na, der steht doch drauf!“

Frech. Bettler: „Madame, haben Sie nicht ein bißchen Fleisch für mich?“ Madame: „Nein, ich habe nichts!“ Bettler: „Oder ein Butterbrod?“ Madame: „Auch nicht!“ Bettler: „Dann ein paar Kartoffeln?“ Madame: „Auch nicht.“ Bettler: „Aber einen Korb haben Sie doch wohl da?“ Madame: „Was wollen Sie denn mit einem Korb?“ Bettler: „Ich will mal in die Nachbarschaft gehen und ein bißchen Essen für Sie zusammenbeteln.“

Kostspielige Diagnose. Mann: „Was hat wohl bei meiner Frau die fliegende Gitz zu bedeuten?“ Sanitätsrath: „Ein Autemobil!“

Werkwürdig. Heruntergekommener Lebemann: „Früher, wo ich nach Benzin stank, war ich überall angesehen, und jetzt, wo ich nach Schnaps dufte, weicht mir Alles aus!“